

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1909

116 (25.5.1909) 2. Blatt

Badischer Beobachter.

Hauptorgan der badischen Zentrumsparlei.

<p>Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Ein Exemplar durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich 2.70. In der Geschäftsstelle oder den Abolagen abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 3.25, durch den Briefträger ins Haus gebracht, M. 3.67 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.</p>	<p>Fernsprecher Nr. 535.</p>	<p>Beilagen: Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „Stern und Blumen“. Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „Blätter für den Familiensitz“.</p>	<p>Fernsprecher Nr. 535.</p>	<p>Anzeigen: Die sechsstellige Zeitzeile oder deren Raum 25 Pfg., Kleinanzeigen 60 Pfg. Totalanzeigen billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle alle Anzeigen-Vermittlungsstellen an. Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden). Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.</p>
<p>Rotationsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.</p>		<p>Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Feuilleton: F. Theodor Meber; für Ausland, Nachrichten und den allgemeinen Teil: Franz Wahl; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; familiäre in Karlsruhe.</p>		<p>Verantwortlich: Für Anzeigen und Kleinanzeigen: Hermann Wahler in Karlsruhe.</p>

56. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Breslau 1909.

Als im vorigen Jahre in Düsseldorf die Besucher der 55. Generalversammlung der katholischen Deutschlands sich trennten und viele sich wohl zum Abschied ein „Großes Wiedersehen auf der nächsten katholischen Generalversammlung“ versprachen, da war man sich über das Gelingen dieser Versammlung noch nicht schlüssig geworden. Wohl hatten die Katholiken von Münster und Frankfurt a. M. sich erboten, die Versammlung in ihren Mauern aufzunehmen, aber das Zentralkomitee sah sich doch veranlaßt, von einer Wahl dieser Städte wegen mancher Schwierigkeiten, die sich im Laufe der Vorbereitungen ergeben hatten für diesmal abzusehen. Deshalb mußte es unerwartet und scheinbar über einen anderen Tagungsort sich schlüssig werden.

Breslau war ja ursprünglich als solcher nicht in Betracht gekommen. Da aber seit der Kaiserkrönung im Jahre 1899 der Osten seinen katholischen Charakter mehr verloren, so erforderte es die Ehre der Hauptstadt Schlesiens und der ganzen Provinz, der Generalversammlung für das Jahr 1909 das Heim anzubieten. Wohl war man sich der Verantwortung und der Schwierigkeiten, welche die Aufnahme einer so bedeutenden Versammlung bedingt, bewußt, zumal da für Breslau im Gegensatz zu der vorjährigen Versammlung in Düsseldorf, das zwei Jahre vorher von dem Zeitpunkt der Tagung in seinen Mauern Kenntnis hatte, nur mehr wenige Monate zu den entsprechenden Vorbereitungen zur Verfügung standen. Doch die Begeisterung, mit welcher eine große Zahl Breslauer katholischer Männer, die von Justizrat Dr. Borck als Mitglied des Zentralkomitees der katholischen Versammlung zu einer Vorbesprechung eingeladen worden waren, den Gedanken einer katholischen Versammlung in Breslau aufnahmen, ließ solche Bedenken schnell verfliegen und einstimmig wurde am Sonntag, den 21. Dezember 1908, der definitive Beschluß gefaßt, für Ende August die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands nach Breslau einzuladen. Nachdem diese Einladung vom Zentralkomitee angenommen worden war, konnte sich am 31. Januar d. J. das Lokalkomitee endgültig konstituieren und die Vorbereitungen zu einer würdigen Tagung in Angriff nehmen.

Vom 29. August bis 1. September werden also die Breslauer Katholiken die Ehre haben, ihre Glaubensgenossen aus ganz Deutschland und den benachbarten Reichsteilen zu empfangen. Bereits dreimal, in dem unruhigen Jahre 1849 unter recht schwierigen Verhältnissen und dann in den Jahren 1872 und 1886, durfte Breslau die Versammlung der Katho-

liken Deutschlands beherbergen. Der Wunsch, sie wieder einmal in ihren Mauern tagen zu sehen, ist bei der katholischen Bevölkerung ein lobhafter und aufrichtiger. Deshalb richtet sie schon jetzt die herzlichste Bitte an alle ihre Freunde: kommen Sie so zahlreich wie möglich nach Breslau. Kommen Sie aus West und Süd und sehen Sie sich die zweite Haupt- und Residenzstadt Preußens, die über eine halbe Million Einwohner zählt, einmal mit eigenen Augen an. Wir sind überzeugt, daß das Vorurteil, das in einigen Gegenden unseres Vaterlandes über Breslau und die Provinz Schlesien vielfach noch herrscht, alsbald schwinden wird. Schlesiens Gebirge zählen zu den schönsten in ganz Deutschland und sind sehr bequem zu besuchen, und Breslau kann sich neben den übrigen Großstädten des deutschen Reiches sehr wohl sehen lassen. Seine Bauten machen einen imposanten Eindruck, und die öffentlichen Anlagen und Promenaden in der Stadt und die großen Parks an ihrer Peripherie lassen sich an Schönheit kaum übertreffen. Auch hier blühen Handel und Gewerbe, auch hier findet die Kunst eine Heimstätte, auch hier gibt es eine Menge Museen, zahlreiche Kirchen, alte und neue, die eine Fülle des Interessanten und Schönen enthalten, auch hier lebt ein Menschensinn, hiebet und trenn, der schon oft das Götterrecht in unheimlichster Weise ausgeübt hat und auch jetzt alles aufbeistehen wird, der 56. Generalversammlung ein schönes und göttliches Heim zu bereiten.

Die Unfallversicherung in der Reichsversicherungsordnung.

I.
Bereits im Jahre 1899 ist das vor 20 Jahren in Kraft getretene Gesetz über die Invaliden- und Altersversicherung durch eine Novelle erheblichen Veränderungen unterworfen worden, die auch zu einer Änderung der Ueberschrift des Gesetzes geführt haben. Es heißt seit dieser Zeit schlichthin Invalidenversicherungs-gesetz. Die Altersversicherung ist dadurch bekanntlich nicht berührt worden. Die Titeländerung geschah aus der Erwägung heraus, daß die Altersversicherung dem Gesetz im Laufe der Zeit immer weniger das Gepräge geben werde. Diese Erwartung hat sich bestätigt. Wenn deshalb in der oben erwähnten Ueberschrift nur von der Invalidenversicherung in der Reichsversicherungsordnung die Rede ist, so ist doch die Altersversicherung einbezogen. Der Hinterbliebenenversicherung, die in das Invalidenversicherungsgesetz hineingearbeitet ist — was sich auch in der Ueberschrift des betreffenden Gesetzesabschnittes in-

dem Reichsversicherungsordnungswortwörterbuch wieder spiegelt, dargestellt, daß es hier „Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung“ heißt —, soll ein besonderer Artikel gewidmet werden.

Den vielen Wünschen, die im Laufe der Zeit aus den Kreisen des Mittelstandes, vornehmlich des Handwerkerstandes, laut geworden sind, dahingehend: auch diesen Erwerbsgruppen die Invalidenversicherung in zweifacher Weise zugänglich zu machen, kommt der Entwurf der Reichsversicherungsordnung teilweise entgegen. Ganz dürfte er nach dieser Richtung hin nicht befriedigen. Hatte doch neben anderen Interessenten auch der Deutsche Handwerker und Gewerbetreibende unter dem 14. August 1907 in einer Eingabe an das Reichsamt des Innern den Wunsch ausgesprochen, durch Anfügung neuer höherer Lohnklassen die Invalidenversicherung auszugestalten. Denn für die große Zahl der Weiterverpflichteten hieße die jetzt erreichte Invalidenrente eine zu geringe Versorgung. Erst wenn in dieser Hinsicht eine Besserung eingeführt sei, gewinne die Weiterverpflichteten jenseitige Selbstversicherung Bedeutung. In den sonstigen Wünschen auf Anfügung neuer Lohnklassen wurde auch darauf hingewiesen, daß durch solche Maßnahmen für die hochgelohnten Versicherten (geleitete Arbeiter usw.) die Invalidenversicherung mehr als bisher nutzbar gemacht werden könnte. In der Denkschrift, die dem Entwurf einer Reichsversicherungsordnung beigegeben ist, werden indes „gewichtige finanzielle und versicherungstechnische Bedenken“ geltend gemacht.

Es wird darauf hingewiesen, daß nach dem bestehenden Recht und auch nach der Reichsversicherungsordnung der Versicherte in einer höheren Lohnklasse als der für ihn maßgebenden sich verdingen (Arbeiten) könnte. Freilich braudt der Arbeitgeber dann nur die Hälfte des für den Versicherten maßgebenden Zwangsbeitrags zu tragen; den Unterschied zwischen den Beiträgen der Zwangslohnklasse und der in Anspruch genommenen höheren Lohnklasse muß der Versicherte allein decken. Der Grundbetrag der Invalidenrente wird nach den fünfjährigen Beiträgen der höchsten Lohnklasse berechnet. Der Versicherte habe deshalb in der Hand, heißt es in der Denkschrift weiter, seinen Anspruch also nicht nur hinsichtlich der Steigerungssätze, sondern auch hinsichtlich des Grundbetrags dadurch zu erhöhen, daß er beim Eintritt in höhere, der Invalidität näherliegende Altersjahre Beiträge in den höchsten Lohnklassen zahle. Jeder erst in höheren Lebensjahren sich vollziehende Uebergang eines Versicherten in höhere Lohnklassen verschlechtere aber die Finanzlage des Versicherungs-

trägers. Denn die dann weniger erhöhten Beiträge des Versicherten seien kein entsprechendes Äquivalent für die dadurch wesentlich erhöhte Rente, da er für die gesamte zurückliegende, versicherungstechnisch aber besonders wichtige Zeit nur die niedrigen Beiträge geleistet habe. Der Grundbetrag der Invalidenrente finde unter solchen Umständen nicht mehr seine Deckung durch die fünfjährigen höchsten Beiträge. Diese Erscheinungen zeigten sich theoretisch schon bei der gegenwärtigen Gesetzesvorlage, äußerten jedoch praktisch ein stilles noch keine geradezu bedenklichen finanziellen Wirkungen, weil von der Selbstversicherung und Weiterverpflichtung verhältnismäßig wenig Gebrauch gemacht würde und die Abstände der Grundlage voneinander nur klein seien. Anders gestalte sich aber die Sachlage, wenn noch weitere Lohnklassen angefügt würden, was an Beispielen dargestellt wird.

Der Gesetzentwurf schlägt deshalb eine freiwillige Zusatzversicherung vor durch Einführung einer besonderen Zusatzmarke im Betrage von 1 Mark monatlich, die in beliebiger Anzahl abgeschlossen werden kann. Freilich richtet sich auch die dadurch zu erlangende Zusatzrente nach der Zahl der geleisteten Zusatzmarken.

Reißt man beispielsweise ein Versicherter vom 25. Lebensjahre an in 31 Jahren monatlich eine Zusatzmarke von 1 Mark, so erhält er beim Eintritt der Invalidität im 56. Lebensjahre eine Zusatzrente von 119.04 Mk. jährlich, wofür er in dieser Zeit 372 Mk. eingezahlt hätte. Würde die Invalidität aber nicht schon mit dem 56. sondern erst mit 65. Jahre eintreten, so berechnet sich die Zusatzrente nach dem Fall, daß der Versicherte nach dem 56. Lebensjahre nicht noch weitere Erwerbsträge gezahlt habe, auf 186 Mk. jährlich, hingegen, wenn er vom 56. bis 64. Lebensjahre noch weitere Erwerbsträge von 1 Mk. pro Monat gezahlt habe, auf 196.80 Mk. jährlich.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß für diese freiwillige Mehrleistung der Versicherten eine ansehnliche Rentenerhöhung erzielt wird. Bemerkenswert aber ist, daß in legerem der bezeichneten Fälle der Versicherte für die neun Jahre länger geleisteten Zusatzmarken von 1 Mk. pro Monat nur 10.80 Mk. mehr pro Jahr an Zusatzrente beziehen würde, obgleich er in dieser Zeit 108 Zusatzmarken à 1 Mk. geleistet hätte. Dieses Mißverhältnis gegenüber den Leistungen im ersten und zweiten Falle springt sehr in die Augen. Auffallen könnte es, warum die Zusatzmarke auf 1 M. normiert ist und nicht auch Teilbeiträge der einen Mark zulässig sein sollen. Leistung und Gegenleistung bliebe dabei doch dieselbe, da die Zusatzrente sich doch nach der wirklich geleisteten Beitragssumme rich-

Der Kirchenplatz.

h. h. der Platz um die Kirche, ist an manchen Orten der schönste und prächtigste Platz im Ort. Oftmals der Zummelplatz der lieben Jugend, welche die Ruhe des Gotteshauses mit ihrem Geschrei erfüllt und fromme Väter und Weiber hörende Priester stört, oftmals auch der Platz für den Jahrmärkte oder die Stelle, wo über Sonntag die Wagen der Bauern oder das Lager allerlei fahrenden Volkes ist. In seinen Ecken findet man da und dort die Klagen von Scherben und anderen Abgängen aus dem Haushalt der Ortsbewohner, und doch ist der Platz „heiliges Land“. Vielfach ist ja der Platz der früheren Gottesader und als solcher schon geweiht. Als „Gottesader“ aber, oder als Friedhof war dieser Platz stets mit Anlagen versehen, die der Umgebung des Gotteshauses würdig waren. Seit nunmehr aber der Gottesader verlegt ist, ist der Platz verödet. Selbst da, wo neue Kirchen gebaut wurden, hat man nur in seltenen Fällen daran gedacht, dem Platz um die Kirche eine würdige Ausgestaltung zu geben, und doch wie schön ist ein mit gärtnerischen Anlagen ausgestatteter Kirchenplatz! Wie der Rahmen das Gemälde, so bringt die Anlage des Kirchenplatzes, richtig ausgeführt, den Bau erst recht zur Geltung. Aber auch abgesehen von dem ästhetischen Standpunkt, trägt ein schön angelegter Kirchenplatz dazu bei, dem Volke die Würde des Gotteshauses zum Bewußtsein zu bringen. Das Volk wird schon vor dem Eintritt in die Kirche der Gasse und ihrem Treiben entrückt; der Gang über den Kirchenplatz wird zu einer Sammlung und Hebung des Geistes, zu einer Vorbereitung zum Gebet. Deshalb sollte jeder freilegende Kirchenplatz entsprechende gärtnerische Anlagen erhalten.

Dabei verkenne ich keineswegs die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung dieses Vorhabens entgegenstellen. Wenn die Anlagen wirklich ihren Zweck erfüllen sollen, so müssen sie von sachverständiger Seite angefertigt werden. Es müssen zu diesem Zweck zwei Faktoren zusammenarbeiten: unsere Erzbischöflichen Bauämter und tüchtige Landschaftsgärtner. Die Bauämter müssen dem Gärtner sagen, welchen Zweck die Anlagen erfüllen sollen. Wo sie den einen Teil des Baues hervorheben, oder einen anderen verdecken sollen, ob sie verschiedene Teile des Baues trennen oder verbinden sollen, ob sie den Blick des Beschauers auf einen bestimmten Punkt zu konzentrieren, oder ob sie den Blick abgelenken bestimmen sind. Die Mittel aber, durch welche diese Zwecke er-

reicht werden sollen, die möge der Architekt ruhig dem Gärtner überlassen, ebenso wie auch die Auswahl des Pflanzmaterials. Keineswegs aber darf der Architekt mit den Mitteln der Baukunst an das Material des Gärtners herangehen und etwa zu architektonischen Formen die Pflanzen zwingen wollen, wie er seine Steine formt und zähmt. Dabei dürfte es allerdings, besonders für den Anfang, Schwierigkeiten geben, Architekten und Gärtner zu finden, die harmonisch so zusammenarbeiten, daß jeder Teil selbständig bleibt und die Resultate ihrer Arbeit beide Teile befriedigt. Diese Schwierigkeit ist jedoch keineswegs unüberwindlich und sie wird dann leicht überwunden werden, wenn der Architekt einsehen gelernt hat, daß die Gartenkunst eine eigene Kunst mit eigenen Prinzipien ist, und wenn der Gärtner begriffen hat, daß die Linienführung des Baues auch in seinen Anlagen durchzuführen muß.

Andere Bedenken sind noch weniger stichhaltig. Da ist besonders die Frage der Instandhaltung der Anlagen. Diese erfordert allerdings etwas Arbeit. Die Instandhaltung der Wege und das Anstreichen des Straßensandes ist erforderlich. Wenn man aber damit gleich nach Fertigstellung der Anlagen beginnt und nicht diese erst vernachlässigt, so ist die Sache nicht schlimm, und wenn für die ersten paar Jahre, bis der Mesner eingelernt ist, jedes Jahr im Frühjahr der Gärtner einmal kommt und säubert, so sind die Anlagen das ganze Jahr hindurch schön.

Weiterhin dürfte da und dort die Befürchtung auf-treten, daß rohe Burgen und Kinder die Anlagen zerstören und beschädigen. Diese Befürchtung ist meist unbegründet. Das Volk, gerade auch das Landvolk, das vielfach als roh verschrien ist, hat auch eine Freude an einer schönen Anlage und hat oder bekommt eine heilige Scheu davor, auf dem Kirchenplatz etwas zu beschädigen. Ich habe die Erfahrung in diesem Punkte gemacht und habe gefunden, daß das Volk selbst sogar eine Art Aufsicht übt, um die Anlagen zu schützen, und ich bin überzeugt, daß derartige Anlagen gerade auf dem Lande dazu beitragen, rohe Sitten zu mildern und den Sinn für Schönheit im Volke zu wecken und zu befestigen.

Der Aufwand für derartige Anlagen ist im Verhältnis so gering, daß er im Vergleich zu dem hohen idealen Wert der Sache nicht den Anschein geben darf. Auf alle Fälle wäre es wünschenswert, daß die Erzbauämter dieser Frage noch mehr, als es bisher schon geschehen ist, näher treten würden. Dazu wäre aber wiederum nötig, daß jedes Bauamt einen Mitarbeiter

oder Vertrauensmann aus Gärtnerkreisen hätte, der auch insandem wäre, ein Gutachten über vorgelegte Pläne und Kostenberechnungen abzugeben.

Vielleicht haben diese Zeilen die Wirkung, daß man da und dort, auch in den Kreisen des Meeres, dieser Frage etwas mehr Aufmerksamkeit schenkt und daß das „Domino delizi decorum domus tuae“ auch auf die Umgebung des Gotteshauses angewendet wird. Wenn dies geschieht, so bereue ich es nicht, zur Feder gegriffen zu haben.

Die Freundinnen.

Originalroman von Irene von Hellmuth.
H. K. (Fortsetzung.)

Es klang doch eine leise Bitterkeit aus seinen Worten, und Silvia schien den Vorwurf auch zu fühlen; denn sie verzog sich lächelnd: „Maja weiß auch immer so drollige Sachen zu erzählen, das reizt mich stets mit fort.“ „So — und darf man die lustige Geschichte nicht auch erzählen? Ich könnte ein wenig Aufheiterung ganz gut gebrauchen.“

Maja wechselte einen raschen Blick mit der Freundin, dann lachte sie übermütig: „Ich weiß zwar nicht, ob es Sie interessiert, aber erzählen will ich es gerne, denn es ist wirklich komisch: Als wir nämlich voriges Jahr mit unserer Pensionsvorsichterin den gewöhnlichen Sommerausflug machten, da neckten uns die anderen immerfort mit einem gewissen Herrn, der zu bestimmten Stunden täglich an der Schule vorüberging. Da wir, Silvia und ich, unsere Plätze am Fenster hatten, so konnte es uns natürlich nicht entgehen, und die anderen bespaßelten mit aller Bestimmtheit, daß er keine schamhaften Witze gerade immer nach unserem Fenster richte. Das konnte also nur einer von uns gelten, nur wußte man nicht, welcher. Die übermütige Mädchenstube hörte nicht auf, von dem Herrn, dessen Namen keine konnte, zu erzählen. Insegeheim schwärmten sie alle für ihn. Sie wußten bereits, daß er „himmelblaue“ Augen und blonde Locken besaß. Auf dem besagten Ausflug trieben es unsere Mitschülerinnen am buntesten. Als uns endlich die Sache zu arg wurde, da forderten wir uns von den übrigen und blieben weit hinter diesen zurück. Blöblich trat ein junger Mann aus dem Walde hervor — unser Unbekannter. Er hielt sich

zuerst in angemessener Entfernung, dann aber schritt er höflich grüßend auf uns zu und fragte nach dem Wege. Wir waren jedoch selbst nicht bekannt in der Gegend und konnten keine Auskunft geben; allein der Fremde blieb dicht an unserer Seite. Wir zitterten heimlich, daß eine unserer Mitschülerinnen das kleine, an sich harmlose Abenteuer entdecken könnte. Wir hielten ja keine ruhige Stunde mehr gebat. Wir verlangten also unsere Schritte, um die anderen recht weit vorauszuhalten. Nach und nach vergaßen wir unsere Besorgnis, denn der Unbekannte wußte so viel zu erzählen, daß wir aus dem Lachen nicht mehr herauskamen und die Zeit wie im Fluge verstrich. Doch dabei achtete niemand auf den Weg, und zu unserem Schrecken mußten wir bald entdecken, daß wir uns gründlich verlaufen hatten. Dem jungen Manne bereitete das anheimelnde große Spah, er wußte uns zu trösten und versicherte, er werde uns unverfehrt nach Hause bringen. Das es wegen der Verpöpfung tüchtige Schelte geben würde, wußten wir im Voraus, denn unsere Vorsichterin verstand keinen Spah. Na, kurz und gut, wir kamen glücklich in der Pension an. Als die Stadt vor uns auftauchte, da fragte der Fremde: „Ich möchte nun doch gar zu gerne wissen, mit wem ich die Ehre hatte und wem ich die angenehme verlebten Stunden verdanke, die ich nie vergessen werde!“

Dabei schaute er immer nur Silvia an, mich würdigte er kaum eines Blickes mehr. Das war mir zu viel. Er hätte sich doch eigentlich zuerst vorstellen sollen. Ich gab Silvia heimlich einen Wink, zu schweigen, knirzte und gab, vor Lachen halb erstickt, Auskunft: „Ich heiße viele Dankes für die Ehre, meine Freundin, Fräulein Annamaria Hierbala!“ Er verneigte sich, als hätte er das Ernsthafteste vernommen. „Mein Name ist — Bipsel — Martin Bipsel.“ versicherte er, ohne eine Miene zu verziehen. Wir wußten ja, er sprach ebenfalls die Unwahrheit, aber was tatz? Er blieb von da an der Herr Bipsel.“

Maja machte hell aufleuchtend eine kleine Pause, und Hugo, der sehr ernst zugehört hatte, fragte: „Und haben Sie den Herrn noch öfters gesehen?“

„Allerdings“, gab Maja zu, „aber immer nur vom Fenster aus, denn wir waren ja bewacht wie die Gefangenen.“ „Aber damit ist Ihre Geschichte doch nicht zu Ende?“ forschte Hugo sichtlich erregt.

zet. Wird diese aber in kleineren Beitragsanteilen aufgebracht, beispielsweise in 20 Pfennig-Marken, dann wäre die Leistung der Zusatzbeiträge für manchen Versicherten viel leichter auszubringen. Man könnte einwenden, daß der Versicherte beispielsweise wöchentlich 25 Pfennig zurücklegen könnte, dann habe er am Monatschlusse die eine Mark für die Zusatzmarke. Gewiß, das könnte der Versicherte. Wie das aber in solchen Fällen geht, weiß man. Das Geld dürfte namentlich in kleinen Handwerkerkreisen nur zu leicht ausgegeben werden und so mancher Zusatzmarke, wenn auf einmal 1 Mk. geopfert werden muß, nicht gelebt werden. — Weiteres über die Neuordnung der Invalidenversicherung in einer späteren Nummer!

Das Flottenrüstungsieber

Ist anerkanntermaßen die Hauptquelle unserer Finanznot und bringt die Völker immer tiefer in die Schuldenwirtschaft hinein. Es verdient daher die politische Aufmerksamkeit, mit welcher Entschiedenheit das Organ der Konventionen immer wieder darauf hinweist, daß man unsere Flotte nicht mehr vergrößern dürfe.

Die englische Admiralität hat auf eine Anfrage des Parlamentes Charles Dille in einem Weißbuche eine vergleichende Tabelle der verschiedenen Schiffsklassen der Flotten der führenden Seemächte veröffentlicht. Es wurden nur Schiffe bis zu dem Alter von 20 Jahren aufgenommen und sämtliche Linienschiffe und Panzerkreuzer, die seit dem 31. März 1889 zum Stapel liefen. Die Tabelle zeigt folgendes Bild:

	Linienschiffe	Panzerkreuzer
	gebaut im Bau	gebaut im Bau
England	53	6
Deutschland	32	10
Amerika	26	6
Frankreich	18	6
Japan	14	4
Italien	10	0
Rußland	7	8

Leider wurde diese Tabelle von vielen deutschen Zeitungen ohne jeglichen Kommentar abgedruckt. Kapitan Perflus stellt daher in der „Kreuzzeitung“ fest, wie irreführend eine solche Aufzählung ist.

Es gibt kaum etwas Schwereeres, als Flottenvergleiche anstellen zu wollen. Zu viele Faktoren müssen berücksichtigt werden, zu viele Unwägbarkeiten sprechen mit. Immerhin erscheint es gerecht, nicht nur die Zahl der Schiffe, sondern mindestens auch ihren Tonnagegehalt, ihre Armierung und ihre Geschwindigkeit in Rechnung zu stellen. Erworbt man lediglich, daß diese Macht 10, ja 20 Schiffe besitzt, und schätzt danach die Stärke der Flotten prozentualer nach der Anzahl der Schiffe ab, ohne etwas Weiteres hinzuzufügen, so blüht mich dies nicht viel anders, als wenn man z. B. sagt, A hat 10, B 20 Geldstücke, ohne nähere Angabe, ob es Nickel- oder Markstücke sind, und meint dann, also ist B doppelt so reich als A.

Bei Mühseligkeit der englischen Angaben muß leider viel mit Zahlen gearbeitet werden. Aber sie sagen hier alles, so sind sie nicht zu umgehen. Es sollen nur die englischen und die deutschen Daten als die uns vornehmlich interessierenden beleuchtet werden. Zunächst die Tabelle selbst. Nach ihr besitzt England angeblich 53 fertige Linienschiffe und 6 im Bau befindliche. Von letzteren ist „Teremire“ bereits in Dienst gestellt, „Superb“ wird Ende des Monats seine Probefahrten aufnehmen. Es bleiben dann im Bau: „St. Vincent“, „Collingwood“, „Dangaroo“ und „Hepburn“, sämtliche jogenannte „Dreadnoughts“ eines verbesserten Typs. Bestimmt werden im Sommer noch 4 weitere solcher Linienschiffe auf Stapel gelegt. Deutschland soll 32 fertige Linienschiffe haben, 10 sollen gebaut werden. Diese Zahl ist unrichtig. Unsere Marine verfügt nur über 4 Wörth, 5 Kaiser, 5 Wittelsbach, 5 Braunschweig und 5 Deutschland, macht zusammen 24 Schiffe. Wenn die 8 alten Kiinstenpanzerkreuzer von der englischen Admiralität als Linienschiffe mitgezählt werden, so ist das, als Senfotonsmache, nicht ernst zu nehmen. Es wird ferner gesagt, daß 10 Linienschiffe gebaut werden. Auch das bedarf der Berichtigung. In der Ausrüstung befinden sich: vier 10.000-Tonnen-Schiffe („Wassau“, „Kosen“, „Ameisland“ und „Westfalen“), auf der Stellung liegen: „Graf Oldenburg“, „Siegfried“

und „Deiwulf“. Von den Neubauten „Graf Frithjof“, „Gildebrand“ und „Heimdal“, ist erst einer in diesen Tagen an die Schiffsanfertigung in Danzig vergeben. Für die beiden anderen soll die Auftragserteilung in einigen Monaten erfolgen.

Hinsichtlich der Panzerkreuzer gibt die Tabelle an, England besitze 38 fertige und 1 im Bau, Deutschland 8 fertige und 4 im Bau. Die Angaben für die englischen Schiffe können richtig sein, da man doch nicht weiß, ob einige der für dieses Jahr bewilligten großen Schiffe Panzerkreuzer oder Linienschiffe werden. Die Daten unserer Panzerkreuzer bedürfen wieder der Korrektur. Im Bau befindet sich „Blücher“ zu 15.000 Tonnen, „von der Tann“ und „G“ (noch nicht vom Stapel gelassen). Der Bau von „H“ ist ebenso wie der eines Linienschiffes, vor kurzer Zeit an die Werft von Blohm u. Röh vergeben. Bei diesen vergebenen oder im Bau befindlichen Schiffen kommt es sehr darauf an, wann sie fertig sind, zu welchem Zeitpunkt die Flotte mit ihnen rechnen darf. In England kann mit ziemlicher Bestimmtheit gesagt werden, das Schiff, zu dem der Kiel heute gelegt wird, liegt genau nach zwei Jahren Blagge und Rimpel („Dreadnoughts“ Geländebau) fertig, nach Marinerundschaun Maßstab 1909, sogar nur 17 Monate. Bei uns vergehen 42 bis 48 Monate, bis ein Schiff dienstbereit ist. Hieraus ergibt sich also schon das Irreführende, das in der Angabe „im Bau“ liegt. Eine Ergänzung, wann mit der Fertigstellung zu rechnen ist, fehlt. Abgesehen aber von der Zahl der Schiffe, ist es hauptsächlich ihr Geschwindigkeit, der erst einen sinnigen Vergleich zuläßt. Gewiß ist dieser schwer zu bestimmen. Artillerie und Torpedoarmerung, Panzerung, Geschwindigkeit, Kohlenquantum (Millionsradius) und Manövrierfähigkeit sprechen hier mit. Immerhin sollte man doch wenigstens den Tonnagegehalt in Betracht ziehen, denn von der Größe lassen sich meist Schlüsse auf den Kraftausdruck ziehen. Je größer das Schiff ist, je mehr Geschwindigkeit, je stärkerer Panzer, eine je größere Maschine usw. vermag es zu tragen.

Vergleichen wir die englischen Schiffe mit den deutschen, so zeigt sich, daß die ersteren fast durchgängig größer sind. Dies kommt freilich in der Gesamttönung zum Ausdruck. Die 55 zurzeit fertigen englischen Linienschiffe verdrängen 837.300 Tonnen. Die deutschen hingegen nur 264.040 Tonnen (nämlich 4 Wörth zu je 10.000, 5 Kaiser zu je 11.150, 5 Wittelsbach zu 11.800, 10 Deutschland und Braunschweig zu 13.200). Die Zahl 53 zu 32, oder richtiger 35 zu 24, ruft einen anderen Eindruck hervor als 837.300 Tonnen zu 264.040 Tonnen. Bei den Panzerkreuzern helfen 30 englische mit 475.430 Tonnen deutschen mit 79.800 Tonnen gegenüber.

Beszüglich der Armierung sei nur kurz erwähnt, daß nahezu sämtliche englischen Linienschiffe mit 30,5 Zentimeter-Geschützen armiert sind, die meisten von diesen sogar stets 10 Stück tragen, während von den deutschen nur 14 Schiffe mit je 4 28 Zentimeter-Geschützen besetzt sind, und 10 Wittelsbach und Kaiser-Klasse als stärkstes Kaliber nur die 24 Zentimeter aufweisen. Unter Berücksichtigung aller dieser Momente kommt Perflus zu folgender Schlußfolgerung:

- England: 50 Linienschiffe mit 900.300 Tonnen, 30 Panzerkreuzer mit 475.450 Tonnen. Zusammen 96 Schiffe mit 1.375.750 Tonnen.
- Frankreich: 20 Linienschiffe mit 305.000 Tonnen, 23 Panzerkreuzer mit 221.500 Tonnen. Zusammen 51 Schiffe mit 526.500 Tonnen.
- Vereinigte Staaten: 29 Linienschiffe mit 439.600 Tonnen, 15 Panzerkreuzer mit 204.500 Tonnen. Zusammen 44 Schiffe mit 644.100 Tonnen.
- Deutschland: 28 Linienschiffe mit 358.990 Tonnen, 9 Panzerkreuzer mit 94.800 Tonnen. Zusammen 37 Schiffe mit 453.790 Tonnen.
- Japan: 14 Linienschiffe mit 204.410 Tonnen, 14 Panzerkreuzer mit 142.300 Tonnen. Zusammen 28 Schiffe mit 346.710 Tonnen.
- Italien: 14 Linienschiffe mit 17.000 Tonnen, 10 Panzerkreuzer mit 79.700 Tonnen. Zusammen 24 Schiffe mit 249.700 Tonnen.
- Oesterreich: 10 Linienschiffe mit 88.200 Tonnen, 3 Panzerkreuzer mit 19.000 Tonnen. Zusammen 13 Schiffe mit 107.200 Tonnen.
- Rußland: 5 Linienschiffe mit 71.400 Tonnen, 6 Panzerkreuzer mit 67.200 Tonnen. Zusammen 2 Schiffe mit 138.600 Tonnen. (Schwarze Meer-Flotte unberücksichtigt).

„Mein, und das ist es eigentlich, weshalb wir so lachen mußten“, erzählte Maja weiter. „Als ich heute mit meinen Bonys die Straße dahinfuhr, den Sie, den ich da treffe? Unsern Herrn Bispel. Er hat mich auch sofort wieder erkannt und rief mir lustig zu: „Ah — guten Tag, Fräulein Sienfrak, wie gehts Ihrer Freundin, dem Fräulein Bierbalg?“ „Sehr gut, Herr Bispel“, gab ich lachend zurück, „ich fahre eben zu ihr.“ „Bitte, bestellen Sie meine untertänigsten Grüsse!“ rief er wieder. Als mein alter guter Fritz hörte, welchen Namen Herr Bispel mir beilegte, glaubte er natürlich an eine Beleidigung, sprang so schnell er konnte vom Wagen herab und pflanzte sich dicht vor dem erkannten Herrn auf. „Wie heißen Sie, daß das Fräulein heißt?“ schrie er ihn erbost an. „Na, wie anders als Fräulein Sienfrak!“ gab jener mit einer Grimasse zurück. „Ach bitte mir mehr Respekt aus!“ schrie Fritz wütend. „Ja, du bist es nicht, daß man mein Fräulein beleidigt! Das ist Fräulein Meinau, die Tochter des berühmten Fabrikanten Meinau, daß Sie es nur wissen! Merken Sie sich das! Und die Freundin ist Fräulein von Schmettwitz auf Neulinden!“ Sprachs und flerkerte befriedigt wieder auf seinen Sitz. Das hätten Sie leben sollen. Erzählen läßt sich das gar nicht so. Er war zu komisch.“

Maja schüttelte sich förmlich vor Lachen, auch Sylvia stimmte mit ein. Nur Hugo von Trostberg schaute ziemlich bedrückt darin.

„Meine kleine Geschichte findet ansehnend nicht Ihren Beifall?“ fragte Maja.

Hugo schüttelte verdrossen den Kopf und murmelte etwas wie „Bachschiffreise“. Er konnte auch seinen Mißmut kaum verbergen und die Unterhaltung wollte trotz Majas sprühender Laune nicht wieder in Fluß kommen. Sylvia war sehr wortlos und still geblieben. Sie atmete erst wie erleichtert auf, als ihr Berlolber sich bald darauf empfahl.

(Fortsetzung folgt.)

Die Düsseldorf'sche Kunstausstellung 1909.

Von N. B. Grunau.

II.

Als ich meinen ersten Rundgang durch die Ausstellung für christliche Kunst unternahm, wollte ich den Veranstaltern zürnen, weil sie zu viel zugelassen,

nicht besser gewählt und gewisse Auswüchse nicht von vornherein ausgeschlossen hätte. Heute bin ich dagegen dankbar, daß man den Rahmen so weit gegriffen hat und so eine Gesamtansicht über alles das ermöglicht hat, was sich christliche Kunst nennt. Nicht alles findet unsere Billigung, aber doch unser Interesse, selbst dasjenige, was schon gar nichts mehr christliches an sich trägt.

Freilich die Auffassung des Christlichen geht himmelweit auseinander, auf dem Gebiete der freien Kunst noch weit mehr als auf dem Lehrgelände. Das beweist uns schon der erste Saal der Ausstellung, der geradezu flüchtig in seiner gemischten Zusammenfügung ist. Da haben wir zunächst das monumentale Bild des Dänen S t o v a g a r d, Christus unter den Toten. Eigenartig in seiner koloristisch gepentig und doch für unsern Geschmack zu wenig sympathisch. Dieser kalten nordischen Leinwand gegenüber führt uns C. S t r a h m a n n, München, eine Madonna vor, die nach japanischer Art stylisiert ist und doch wieder an die guten Modellen des Mittelalters erinnert. Eine weitere Wand bringt uns Meister W o d l i n mit seiner bekannten „Grablegung“ aus der Berliner Nationalgalerie, welche Farbenharmonie, welche treffliche Charakteristik. W o d n - S e i m, Maastricht, bietet uns in seinem „Gottscheer“, der hingestreckt auf der Wiege liegt, eine alte Idee von Gottfried Keller, bei der wir allerdings jedes christliche Motiv vermissen. C. P l i e b a u m, Düsseldorf, nähert sich mit dem kleinen Hausaltären, den Reizen der Kölner Schule, wenn auch wieder die prächtige Raubtät der selben, noch die koloristische Wirkung voll erreicht werden. Alexander W e r t a n d s, Diener des Herrn“ haben Vorräte, aber seine Kapuziner der letzten Ausstellung gefielen uns besser. Lebendiger und charakteristischer ist schon das „Stationsbild“ von C. P o h l e, Düsseldorf, der auch mit einer Reihe anderer guter Sachen vertreten ist. Zu loben ist auch S. K r i n g s, „Serr, bleibe bei uns“, das bei allem modernen eine durchaus würdige Auffassung zeigt. F e l d m a n n s, „Heilige Familie“ zeigt uns einen gesunden Naturalismus, prächtige Malerei, aber es fehlt jeder Hauch des Göttlichen. Der Direktor der Düsseldorf'schen Akademie Fritz R o e b e r verlegt uns mit seiner Madonna in die Auffassung der guten alten Meister. Carl W e e k s, Madonnen, „heilige Nacht“ ist eine eigenartige Komposition, die mit ihrem grün-

Wir sehen also, daß unsere Flotte für unsere Zwecke ausreicht und neue Aufträge nicht mehr gefordert werden dürfen.

Ausland.

Italien.

Italiens Kirchenpolitik. Die italienische Kammer verhandelte am Samstag über das Budget. Großherzog Orlando erklärte bezüglich der Kirchenpolitik, daß eine extreme Lösung der Frage der Rückgabe der Güter an die Kirche oder der Einverleibung der Kirchengüter in die Staatsdomäne ausgeschlossen sei. Er sei in der Theorie dem traditionellen italienischen System geneigt, der weltlichen Kulturreinigung, doch zweifele er sehr, auch infolge des französischen Beispiels, daß dieses System ohne ein volles Einverständnis mit dem Heiligen Stuhl zu verwirklichen wäre, ein Einverständnis, das aber weder vom Vatikan noch von der Regierung gewünscht werde. Das geltende italienische Recht lege in den religiösen Vereinigungen keine juristische Person, doch verleihe es nicht ihr Rechte mit Ausnahme der religiösen Vereinigung der Jesuiten. Trotzdem sei in einigen Gegenden eine Vermehrung der religiösen Vereinigungen möglich gewesen, eine Tatsache, die einem mißfallen könne, die jedoch eine Bestätigung und einen „Triumph des liberalen Prinzips“ bilde. Orlando schloß mit der Erklärung, er sei vollkommen mit dem politischen und kirchlichen Programm Giolittis einverstanden. Und glaube er, daß, wenn Italien „sein Recht“ auf Rom und in Rom begehaupten konnte, dies nur deshalb geschehen konnte, weil es immer mit Mäßigkeit sich jeder Gewalt, doch auch jeder Selbstentäußerung enthielt.

J. Das Ergebnis der italienischen Frauen- und Kinderwanderung. Am 18. Mai sprach in Rom im Saale della Federazione Nazionale delle Opere femminili ein junger Deutscher, Herr Julius Wilhelm aus Freiburg in Baden über das Ergebnis der italienischen Frauen- und Kinderwanderung. Er sprach, wie der „Corriere d'Italia“ berichtet, ohne rhetorische Hilfsmittel, indem er nur allein Tatsachen und Zahlen sprechen ließ und dennoch machte er Eindruck und rief das Publikum hin, das wohl noch nie in Italien sich von einem Ausländer über die Leiden, Mühen und das Elend unserer Brüder im Auslande berichten ließ. Er rief hin, weil er, ein Fremder, gekommen war als ein Freund, als ein Bruder, um uns einen Vorwurf zu machen frei und bieder, den allein die Sympathie und Nächstenliebe erregt, den Vorwurf der fast vollständigen Verlassenheit, in der wir noch heute unsere Auswanderer lassen zum Nachteil und oft zur Schande des Vaterlandes. In diesem blöden Nennamen, der mit fast südlicher Weiche die Sprache des „si“ redete, hörte das Publikum die Kühnheit eines Apostels. Herr Wilhelm ist in der Tat, bevor er kam, um zu uns zu sprechen, hinabgefallen unter dieses arme, ferne Volk, indem er für dasselbe in und außerhalb Badens ein Werk zur materiellen und moralischen Hilfe organisiert, voll von Geist der Güte. Er eröffnete Schulen, in deren Dienst er als erster unentgeltlich sich als Lehrer stellte.

Wir Deutsche — sagte er — haben angefangen, alles zu tun, was wir konnten, aber ihr Italiener müht uns helfen, und die Hilfe ist nötig, ist dringend; ihr könnt und müht sie um so eher leisten, weil es eure Landsleute sind, die ihrer bedürfen. Es handelt sich darum, laufende von jungen Leuten und Kindern vor dem moralischen Ruin zu retten, damit sie am Ende ihres zeitweiligen Grils mit freier Stirn, das Herz leicht und die Börse voll in ihr Vaterland zurückkehren können.

Die schon bestehenden Einrichtungen, speziell die Opera Bonomelli und das C. Commissariato zu tun wohl lobenswert ihre Pflicht, aber sie genügen nicht. Es ist viel mehr Geld nötig und vor allem viel mehr Ausdauer und Liebe.

Fräulein Sofia Bisi Albini gab als erste der Führung und Dankbarkeit des Publikums Ausdruck im Namen des „Segretariato permanente per la tutela delle donne e dei fanciulli emi-

granti“, dessen Präsidentin, Contessa Maria Afa Danieli Camozzi, zugleich auch die Veranfallerin der Konferenz ist.

Dieses Sekretariat, dem gut geschulte, den Ernst des Zweckes und die Beharrlichkeit der Arbeit vergebende Damen angehören, verpflichtet sich, bald jenen Tribut genügender Hilfe darbringen zu können, die Herr Wilhelm erbittet. Zu diesem Zwecke wurde schon die Konstitution von im Auslande sich befindenden Komitaten von Italienern begonnen an Orten, an welche die Auswanderung sich meist wendet. Diese Komitate werden in direkter und beständiger Beziehung stehen mit dem Zentralfis des Segretariato femminile und mit den Komitaten, welche ihrerseits in Italien, in allen Gegenden, aus welchen sich die Massen der Auswanderer bewegen, bilden werden. Sie werden in hinführender Beziehung stehen zu denjenigen Damen des Sekretariats, welche die Aufgabe haben, die Arbeiterfrauen und -Kinder während der ganzen Reise zu begleiten und sie hier an zu verlassen, wenn sie vor den schlechtesten Subjekten, die sie zu verderben und auszulaugen beabsichtigen, in Sicherheit gebracht sind. Diese Eingewanderten sollen dann in Verbindung gesetzt werden mit allen jenen Einrichtungen des Staates, der Wohlfahrtigkeit und der Erziehung, die immer die Opera in den verschiedenen Ländern und Gegenden verleiht zum Schutze der Frauen und Kinder.

Fräulein Bisi und alle ihr in der Diskussion folgenden wiederholten den Ausdruck, den Herr Wilhelm mutig gelaut. — Es ist notwendig, daß vor den Bedürfnissen, Gefahren und den Leiden unserer Völker im Auslande die Streitigkeiten und die Parteilichkeiten, dies uns verflümmern und uns lähmen vergehen werden, und daß vor allem einheitlich gestrebt werde nach einem einzigen Ziel zu entscheiden und so hoch, einfach und fehn, jenem, Ihre Gesundheit, Wohlergehen zu geben, der zur Zeit nichts anderes ergehen kann, als das einfache Brot des Leibes und der Seele. Fügen wir zur Schande des Auswandererleides nicht auch noch das Nüchternheit hinzu, unseren fürsichtigen Parteihoch nach dem Auslande zu tragen, sondern erinnern wir uns, daß in Deutschland die literale und antiliterale wie die sozialistische Frage nicht in jedem Maße existiert, wie bei uns. Alle finden es einfach natürlich, daß katholischen jungen Mädchen und Kindern, allein und fern von ihrem Vaterlande, der Schutz und die Hilfe ihres religiösen Vaterlandes erhalten werde. Grausam und gemein wäre es, die Hilfe der Vermittlung in die armen gefährdeten Häuser zu tragen. Dennoch — der Parteihoch ist auch dessen fähig.

Baden.

Karlsruhe, 25. Mai 1909.

Eine königliche Hoheit der Großherzog haben sich gnädigst bemerken gefunden, den nachgeordneten Personen im Geolge Seiner Majestät des Kaisers höchstehenden Orden vom Jahrgang Baden zu verliehen:

1. das Großkreuz:
dem Chef des Geheimen Zivilkabinetts, Wirklichen Geheimrat und Geheimen Ratsmitglied von Valentini, sowie dem Chef des Militärkabinetts, Generalleutnant und Vortragenden Generaladjutanten Freiherrn von B n a c e r;
2. das Kommandeurkreuz zweiter Klasse:
dem Flügeladjutanten und Militärbevollmächtigten in St. Petersburg, Kapitän zur See v o n S i n g e r;
3. das Ritterkreuz erster Klasse:
dem Leibarzt Stabsarzt Dr. R i e d e r;
- ferner den nachgeordneten königlich badischen Offizieren, Hof- und Staatsbeamten die folgenden Auszeichnungen zu verliehen:
1. das Kommandeurkreuz 1. Klasse des Ordens vom Jahrgang Baden:
dem Generalmajor Maximilian R u d o l f, Abteilungschef bei der Inspektion des Ingenieurkorps und der Zehnigen;
2. das Ritterkreuz 1. Klasse desselben Ordens:
dem Major Wilhelm Freiherrn v o n L e o n a r d, persönlichen Adjutanten Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig von Baden;
3. das Ritterkreuz vom Jahrgang Baden:
dem Kammerdiener Wilhelm S a a t;
4. die silberne Verdienstmedaille:
dem Leibjäger Wilhelm R h e i n g r u b e r und dem Salonwagenwärter H a u l e r.

diskret behandelten Sälen der profanen Kunst kommt empfinden man etwas wie Erleichterung. Das macht vor allem der Übergang von den durchweg ernsten, zu den heiteren Motiven, ist man doch auch froh, nach dem besten Museum wieder die freie Landschaft genießen zu können. Landschaftliche Motive herrschen allerdings auch hier vor. Zunächst bietet uns L. P u s, München, „Im Schatten“, eine Dame, die trefflich im Raum liegt. Farbe und Raumverteilung des Bildes ist vorzüglich gelöst.

Prof. F u n g h a n n s hat sich mit seinen neueren Bildern von der „Zügel“-Schule mehr los gemacht und bietet eigenes. L i e f e g a n g s, „Anficht von Emden“, hat wohl viel von der französischen Manier, bewahrt aber doch den guten niedergermanischen Charakter. M. S t e r n hat uns schon mit seinem Kölner Museumsbild gezeigt, daß er mit vollem Erfolg im hellsten Lichte arbeitet. Seine „Am Hofgarten“ und „Promenade“ sind prächtige Sachen. Künstler dagegen mit Interieurmalerei gemalt, nimmt sich Prof. F e r m a n n s, „Verlassener Tisch“ aus. Das Feld des Künstlers ist und bleibt das Kircheninterieur, von denen er uns ja auch heute wieder eine ganze Reihe glänzender Proben gibt, die ungemein ansprechen. Charakteristisch ist E. H a r d t in seinem „Märchen“, die in gewohnt großer Auffassung den niedergermanischen Vorwurf sind vorzuführen. Nicht weniger beachtenswert sind desselben Meisters „Schneefeld“ und „Bergische Landschaft“. D. A e r m a n n bringt in seinem „Ein sonniger Tag in der Mark“ in großer Auffassung stilisierte Räume. Mehr eigenes liegt in seinem „Wattenmeer“. Mit D. W o y e r s, „Mraun“ können wir uns trotz der eminent farbigen Wirkung nicht befremden, seine „Blau Ede“ gefällt uns schon besser. Hoffe S o o f f e n s, „Unter dem Kirmeszelt“ ist denn doch mehr Illustration, als Stoffbild. Seine Dame „In der Sommerkirche“ ist dagegen von besserer Wirkung. Das J a c h a r i a s bietet uns „Am Horn“ ein sympathisches Könen. E. S a v e r s, „Blau-Kammer“ hat den Weg ins Nachere Museum gefunden. Es ist die beste Leistung des Künstlers, die wir von ihm gesehen. W i l h. T r ü b n e r bietet uns mehrere Porträts in bekannter Manier sowie ein Parfüm. Die Bilder haben die bekannten Vorzüge des Karlsruher Meisters. Kolossal koloristisch wirkt

